

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 9. Oktober 1932.

Das Haus des Nashorns.

Von Grazia Deledda.

Die Behausung des Nashorns lag an einer jähem Biegung des Flusses. Sie passte an diese, je nach Jahreszeit und Tagesstunde, unheimliche oder herrliche Stelle. Ein ungeheurer, von grünem und schwarzem Moos überwuchertes Felsen, voller Löcher und Risse, die Reptilien und Vögeln als Zufluchtsstätten dienten, starrte vom anderen Ufer des Senio auf dieses Haus. Durch sein Alter, seine vielen Vogel-nester, die überall, unter jedem Dachgiebel, unter jedem Kauerort sprang, seinen Schlingpflanzen, seinen Kiefern- und Kapernstauden, die es von allen Seiten umwucherten, war es längst zu einem Bestandteil der Landschaft geworden.

Besonders die Schwalben, die es vielleicht schon seit Jahrhunderten zu ihrer Sommerfrische erkoren hatten, flogen durch seine kleinen Fenster, von denen einige ohne Scheiben und Läden waren, ein und aus und woben das ewige Gespinnst ihrer Liebe über dem grün glänzenden Obstdgarten, der mit dem Hause ganz verwachsen schien. Ihrem lieblichen Gespinnst antwortete von der Höhe des Felsens das Getöse der Eichelhäher, doch nur wenn die Donnerstimme des Flusses es nicht überdünnte. Denn zuweilen schwellen seine Wässer schon nach zweistündigem Regen wild und drohend an und heulten wie eine Horde entfesselter Teufel. Da schwebte jedes andere Geräusch, und das Nashorn trat auf den Holzbalkon über dem Hauseingang.

Der Mann begab sich nur bei schlechtem Wetter auf den Balkon, wenn er nämlich sicher war, niemand vorbeigehen zu sehen. Er wusste, daß alle, auch die Köhler, die nur selten von den Bergen herabsteigen, auch die einfachen Balzfrauen und die Buben, die dies- und jenseits des Flusses auf Forellen und Krähen Jagd machten, ihn nur bei seinem Spinnweben nannten, ohne aber seinen Sinn so recht zu verstehen. Sie nannten ihn so wegen seiner gedrungnen Gestalt, wegen seiner großen, vom Bodagra geschwollenen Füße, seiner Kurzschichtigkeit und schließlich wegen seiner Abneigung, mit den Mitmenschen zu verkehren. Vielleicht auch aus Neid auf seine stolze Einsamkeit, die nicht einmal von den kriegerischen Beziehungen zu seinen Verwandten gestört werden konnte.

Auch an diesem Tag trat er hinaus auf den Balkon, als er nach Stunden strömenden Regens das Geheul des Flusses sah, das ihn freundschaftlich rief. Es war hoch an der Zeit, daß die Wasser ihre drohende Stimme vernahmen ließen. Seit Monaten hatte es nicht geregnet. Auch die Tiere bekamen an Dürre zu leiden, und das Laub der Bäume fiel wie im Spätherbst. Aber auf dem knarrenden Balkon spürte der Mann nicht die nach einem Unwetter gewohnte Erquickung. Der Fluß war wohl hoch über die Uferfelsen gestiegen und tochte lauffarbig, als wären die erlöschenden Pulse der umliegenden Berge zu neuem Leben erwacht und ihnen wütend den bläulichen, geisternden Strom aus.

Auch der Himmel behielt, wie es zu regnen aufhört hatte, seine dunkle, grünliche, beinahe mineralische Farbe. Der Sturm blies stöhnend von Norden. Wie Schafe sah er die Wogen des Flusses, die ihm keinen Widerstand leisteten, vor sich her. Er blickte über ihre Nachgiebigkeit, hielt eine Weile inne, um sich dann von neuem auf sie zu werfen.

Auch die Vögel hatten sich vertrocknet. Nur eine Schwalbe flog einsam und tief über dem vom Gewitter arg zerschundenen Obstdgarten, als suchte sie etwas, das sie vertreiben hätte. Aber auch sie verschwand, wenn der Sturm widerlich aufbrauste, und erschien erst wieder, wenn er sich lässig legte.

Der Mann kannte die Schwalbe sehr gut. Sie flog oft durch die Zimmer seines Hauses, als wolle sie nach dem Rechten sehen, und streifte ihn im Vorbeifliegen mit dem Flügel an der Schläfe. Wenn sie ihm nicht auf den Kopf pötte, wie er von gewissen Vögeln gelesen hatte, die das edle Rhinoceros auf diese Art naden, war es nur, weil seine Unempfindlichkeit nicht so weit ging, das zu gestatten. An diesem Tag flog die Schwalbe nicht in das Haus, höchstens magte sie sich bis zur Küchentür vor, um sofort beinahe erschrocken fortzufliegen.

Der Mann war, wie alle Einsamen, ein scharfer Beobachter. Trotz seiner Kurzschichtigkeit fühlte er die unbedeutenden Einzelheiten der geringsten Geschehnisse, die kleinsten Veränderungen der Dinge. In dem ungewohnten, verlorenen Umherirren des Nashorns lag er eine geheimnisvolle Deutung. Vielleicht war sein einziger, seit langem freibewandelter Bruder gestorben, vielleicht suchte ihn sein leichtbeschwingter Geist auf. Vielleicht war er wieder zum Kinde geworden und spielte im Obstdgarten, wollte das Haus wiedersehen und vom Herzen des Bruders wieder Besitz ergreifen. Da glänzte in den Augen des Mannes, und seine Arme breitete sich über dem Geländer des Balkons aus, wie in Sehnsucht nach einer Umarmung. Und er wusste nicht, daß er über wieder zum Kinde geworden war, und zwar nur deshalb, weil er daran dachte, daß sein Bruder vielleicht auf dem Wege zu sein.

Und es wunderte ihn nicht, als er einen mit einem schwarzen, im Winde flatternden Radmantel bekleideten Mann die felsige Straße heraufkommen sah, die vom Dorf zu einem halboberirdischen Hause führte. Es war der Mann, der — Postbote und Gerichtsdiener zugleich — auf beschriebenen oder gedruckten Papieren die guten und schlechten Nachrichten der Welt überbrachte. Mit seinen in alten Schäften und genau wie der unheimliche Vogel hüpfte er über die Stufen der Straße. Als er zur Haustüre des Nashorns kam, schaltete er seinen Kopf über die Spitze seines Radmantels über die Schulter und holte ein engbeschriebenes Schriftstück aus

Der Mann auf dem Balkon begriff instinktiv, daß es sich um eine schlechte Nachricht handelte, und er fühlte sich verjagt, auf den unerwünschten Boten und seine Botschaft hinabzuspulen.

„Es ist ein Gerichtsschreiben! Verdammt sei jedes seiner Worte!“ sagte er zu sich, während er die Treppe hinabstieg, um die Türe zu öffnen.

Als der Kabe ihn plötzlich vor sich sah, fuhr er erschrocken zusammen. Dann überreichte er ihm das Schriftstück und ver-lachte ihm freundschaftlich zu erklären, worum es sich handelte. Als heische er Verzeihung für die schlechte Nachricht, deren unschuldiger Überbringer er war.

„Es ist ihre Frau Schwägerin, die Sie vor Gericht lädt, um einen Teil des Hauses zu bekommen: den rechten Flügel, nur den rechten Flügel. Ihnen, der Sie allein sind, bleibt noch Raum genug.“

Und er blickte auf das Haus, auf dessen rechten, auf dessen linken Flügel, maß es mit seinen sanften Augen, in der guten Absicht, das Rhinoceros zu trösten. Dieses bedrängte aber keinen Trost und schrie wütend:

„Das Haus gehört zur Gänze mir! Die alte Hege hat nicht einmal darauf gewartet, bis die Leiche meines armen Bruders erstarrt ist, um über mich herzufallen! Schon gut! Rechter Flügel oder linker Flügel, das bleibt sich gleich: Ich kann ihr auch das ganze Haus überlassen, nur um nichts mit ihr zu tun zu haben! Dort ist der Felsen mit seinen Höhlen: Mit Vergnügen ziehe ich hin,“ fügte er aufrichtig hinzu und blickte mit einem gewissen Heimweh in den vor Wut geröteten Augen auf den Felsen.

„Ja,“ sagte er schließlich und bewegte das Schriftstück wie einen Fächer, um so manches häßliche Ding von sich zu ver-scheuchen. „Bist du nicht noch, mir meine Höhle weg-zunehmen! Alles andere hast du mir schon weggenommen, liebe Mitbürger und Verwandte, alles, sogar meinen chr-lichen Namen! Aber ein Freund bleibt mir doch noch! Und im richtigen Augenblick wird er mir schon beistehen!“

Er sagte nicht, wer dieser Freund war, und auch der Postbote erkundigte sich nicht nach ihm. Schließlich erfüllte er nur seine Pflicht. Freund oder nicht Freund, darum hatte er sich nicht zu kümmern. Und über die nassen Steine der Straße hüpfend, stieg er wieder zum Dorf hinab.

Da las der Alte, auf der Schwelle seines Hauses stehend und höhnlich lachend, die gerichtliche Vorladung. Es war eine ungerechte Sache, denn sein Bruder hatte schon sein Erbteil bekommen. Aber der Gedanke allein, sich an einen Rechts-anwalt, an einen Henker, wenden zu müssen, verursachte ihm einen tödlichen Schmerz.

„Nehmt euch alles!“ schrie er und warf das Schriftstück in die Luft. Als habe er hinter der Hausecke nur darauf gewartet, erhob sich der Sturm von neuem, nahm das Blatt Papier mit sich, ließ es lange umherwirbeln und drückte es schließlich zum hochgehenden Fluß hinab. Das Wasser ver-schluckte es, spie es wieder aus, erfaßte es tiefer unten wie mit scharfen Zähnen, als fände es Gefallen daran, es zu quälen. Da sah das Rhinoceros, wie die Schwalbe über den Fluß flog, die hochgehenden Wogen beinahe streifte, als wolle sie das Blatt herausfischen, sich machtlos wieder in die Rüste erhob und zum Haus flog. Im letzten Augenblick machte sie kehrt und schoß wie ein Pfeil zum Felsen hinüber.

„Allmächtiger,“ wimmerte der Mann, „ist das nicht ein Traum?“ Da erinnerte er sich mit einemmal, gelesen zu haben, daß die auf dem Rücken des Nashorns ein Schma-rozierleben führenden Vögel dieses vor einer drohenden Ge-fahr warnen, indem sie seinen Rücken verlassen und vor ihm herfliegen. Darum flog die Schwalbe das Haus. Aber er kannte schon die Gefahr: Sie lag in jenem Schriftstück, das von den wilden Wogen des Senio talwärts getragen wurde. Was hätte er sonst zu fürchten gehabt? Dennoch hielt ihn ein unbestimmtes Gefühl der Angst wie festgewur-zelt auf der ausgehöhlten Schwelle des Hauses, von der er jede Rune kannte und die er wie etwas Lebendiges liebte. Er fühlte, daß er sterben müßte, wenn die Fremden, die Feinde, die widerrechtlichen Eindringlinge ihm diesen Stein würden streitig machen, ihn aus seinem Hause wie ein Wild aus seiner Höhle würden verjagen wollen. Sich an die Mauer stützend, stieg er bedächtig die Stufe herab, überquerte hintend die Straße und blieb an der niederen Brüstung über dem Fluße stehen. Hier wandte er sich um und blickte auf sein Haus. Rechter Flügel, linker Flügel. In der Mitte das alte Bogentor, und über dem Tor der noch Regentränen weinende Holzbalkon.

Und er begann mit dem grauen Kopf, mit seinem elner steinernen Larve gleichenden Gesicht dem Hause Zeichen zu machen, Zeichen der Entrüstung, der Drohung, des Spottes, der Herausforderung. Und er warf ihm vor, daß auch das Haus ihn verraten wolle, wie alle anderen.

Und das Haus antwortet: Der Balkon bebt, es bebt der Torgiebel, es bebt die Erde in einem jähem Schauer, der bis zu ihm dringt und sich allen seinen Adern mitteilt.

Er glaubte, die Wölfe heulen zu hören: Es war der Sturm. Und das Haus bewegte sich, wankte. Und raunte ihm zu: „Das ist deine furchtbare Freundin, Mensch, die Gerechtigkeit Gottes!“ Und der rechte Flügel des Hauses stürzte ein. Das Tor blieb unverletzt. Das Erdbeben war da.

(Berechtigte Übersetzung von Carl Georg Asperger.)

Die Welt der Frau.

Kavalier oder Kamerad?

Das ist hier die Frage!

Von Herbert Steinmann.

„Es wird immer schlimmer mit den Männern! Es gibt keine Kavaliers mehr!“ Die Klage aus Frauenmund ist heute nur allzu häufig. Ist sie aber berechtigt? Auf den ersten Blick hin mag stimmen. Wo ist der „Kavalier“, der mit Blumensträußen, mit selbstverfaßten glühenden Versen das Herz seiner „Angebeteten“ bestürmt? Wo ist sein weisensähnlicher Nachfolger, der unerschütterliche Gentleman? Der, wie aus dem vielberufenen Ei gepellt aussieht, sich um der Liebe willen ruiniert, dann mit edlem Anstand dem glücklichen Nebenbuhler weicht? Sie sind verschollen und ausgelöscht und spuken höchstens noch in Romanen. Ist es schade, daß diese Männerstypen verschwunden sind? „Natürlich nicht! Und natürlich doch!“ klingt die Antwort aus Frauenmund. „Wir haben uns zwar gewandelt in vielem, wir sind selbständiger geworden, wir leben unsern Mann im Beruf. Wir schwören auf Kameradschaft. Verehrt und beschützt werden möchten wir doch noch!“ Eine widerspruchsvolle Generation in einer Zeit voller Widersprüche? Also zurück zum Kavalier, zurück zum Gentleman! „Nein! So haben wir das nun auch nicht gemeint“, sagen die Frauen, „wir verzichten gern auf riesenhafte Blumensträuße. Ein kleines Beilichtraufchen tut auch. Die kleinen Dinge machen das Leben aus. Mehr als tote Gegenstände gelten Rücksichtnahme, Verständnis, Hilfsbereitschaft und Höflichkeit!“ Was oft vergessen wird: Nicht allein die Frau, auch der Mann, der angeblich stabile Fels in der Erscheinung flucht, hat sich geändert. In dem Sturm einer Zeit, die ihn zur allerhöchsten Konzentration auf die Schaffung und Erhaltung seiner Existenz, und zur festen Blutrührung auf seine inneren und äußeren Ziele zwingt. Er hat keine Zeit und kein Geld, um nur Kavalier und Gentleman alten Stils zu sein. Da haben wirs ja! Die Männer wollen einfach nicht! Ihre sogenannten Ziele sind ihnen lieber. Und darum heiraten sie auch nicht.“ Der Zwischenruf — sicher nicht von allen Frauen geteilt — war immerhin doch zu erwarten. Aber meine Damen! Wer sagt Ihnen denn, daß unter jenen Zielen sich nicht manches Mannes Wunsch nach Frau und Heim, nach Liebe und Zusammenhalten mit einer passenden Vertreterin der anderen Seite verbirgt? Am Wollen liegt da nicht immer, es liegt oft am Können im materiellen Sinne. Gerade die Männer mit dem klaren Verantwortungsbewußtsein fragen sich heute: „Kann ich in dieser Zeit, in der alles wechselt und wankt, in der niemand weiß, ob er morgen noch Brot und Verdienst hat, kann ich in dieser Zeit, ein anderes — ein

Frauenschild an das meine heften? Denn merkwürdig — wie die Frau von heute, so kommt auch der Mann nicht ganz los von dem, was in dem gestern gültig war. Kameradschaft, Mitarbeit, Freiheit der Frau — alles in Ehren! Doch er will Beschützer und Hauptverdiener sein. Ein Heim besitzen und jemand, der es ihm erst dazu macht.

Auch hier: Eine widerspruchsvolle Generation in einer Zeit voller Widersprüche!

„Aber das wollen wir doch auch! Wir wollen euch doch helfen. Zwei schaffen mehr als einer!“ sagen die Frauen. Zwei schaffen mehr als einer? Das ist falsch und richtig! Schaffen sich Glück und was sie wünschen, wenn sie sich und die Zeit verstehen. Wenn sie zusammenhalten, auch, wenn die Not mit knöcherner Hand an ihre Tür pocht. Wenn sie füreinander verzichten können, kurz, wenn sie sich ganz un-modern lieben und doch gute Kameraden sind. Zwei ver-nichten zwei, wenn ihr Wille auseinanderstrebt, und einer des andern Opfer nimmt, ohne es zu erwidern. Das Alte, Gute aus der Lebens- und Liebesanschauung einer ver-gangenen Zeit, mit den gesunden Empfindungen dieser neuen harten Tage verbinden — das wollen viele hüten wie drüben, Männer wie Frauen. Keine Kavaliers, keine Gentlemen, keine Hausgrannen, keine selbstherrlichen Pasha! Verständnis, Verständnisbereitschaft — darauf warten viele auf beiden Seiten. Sie möchten den Arm ausstrecken und über den Strom rufen: „Keine Kavaliers — nein Kameraden, die doch Kavaliers sind!“

Bewahre dir Frische!

Ein großer Teil aller Menschen ist erstaunt und ent-täuscht, daß die auf der Erholungsreise gesammelten Kräfte und Energien so überaus rasch verflüchten. Bei der Heim-fahrt und in den ersten Tagen nach den Ferien fühlen sie sich unendlich stark und gegen viele unangenehme Eindrücke und Zumutungen gewappnet.

Die Anforderungen, die jetzt an fast alle Menschen ge-stellt werden, haben einen großen Umfang angenommen, ausnahmslos niemand blieb verschont. Aus dieser Erkennt-nis haben zweifellos zahlreiche allen Erwägungen zum Troh eine Urlaubstreife unternommen. Heimgekehrt, sind sie recht erstaunt, wie verhältnismäßig wenig stark sie sich den seelischen und körperlichen Ansprüchen gegenüber gewachsen fühlen.

Wie anders sah das Leben draußen aus. Man genos die Sonne, Freiheit und Ungebundenheit und nahm sich vor, auch daheim alles ein wenig leichter zu nehmen.

Nun beginnt wieder die Arbeit, man muß unentwegt zur Stelle sein, berufliche und häusliche Pflichten erfüllen. Wehmütig denkt man an die Tage zurück, an denen der



1. Eleganter Mantel mit flachem breitem Kragen aus Pelikaner, welcher auch in breitem Streifen um die Hüften gelegt ist. Die Manschetten aus Pelz treten unter dem dreiviertellangen Ärmel hervor. Breite Revers.
2. Platter Mantel, hochgeschlössen. Hüften, Armelauflage und unterer Saum sind mit Pelzstreifen besetzt. Geschnitten Pelzstrawatte.
3. Sehr vornehmer Nachmittagsmantel mit reichem Pelzschmuck, welcher auch abgelegt werden kann. Der Saum der Pelzstreifen entspricht auch die Fasse des Mantels. Die weiten Ärmel werden ihr angekrault angelegt. Man kann dieses Pelzholero mit seinem runden warmen Kragen auch auf anderen Kleidern gut tragen, ebenso auch die muffartigen Stulpen zum Überkreuzen arbeiten.

Zeiger der Uhr so gar keine Rolle spielt. Kam man eine Stunde früher oder später, blieb es bedeutungslos. Nun heißt es wieder auf dem Posten, an die Minute gebunden sein.

Man kann mit stetem Willen das Resultat der Entspannung verlängern. Wie oft hat man, vor sich hinträumend, erkannt, welche Bedeutung man wertlosen Dingen beigelegt hat, wieviel Zeit unnütz vergeudet wurde, wie manche für die Gesundheit nutzbringende Gelegenheit unberücksichtigt verstrichen ist. Zu Ruhe und Besinnung gekommen, gewinnt man manches ein anderes Gesicht. Was wichtig und wertvoll schien, erweist sich, aus der Distanz gesehen, als überflüssig. Aus Konvention und Überlieferung verplauderte man viele Stunden, ohne sich zu überlegen, weshalb diese Zusammenkunft stattfand.

Weder starke Sympathien noch die Überzeugung, daß aus diesem Gespräch aus irgend einer Basis Nutzen entstehen könnte, boten genügend Grund, die Zeit damit auszufüllen. Man verbummelte Stunden in der Stadt, anstatt sich im Freien zu erholen. Man schaute häufig vor einer Fahrt ins Grüne zurück, ohne sich klar zu machen, daß dieses geringe Zeitopfer durch einen stundenlangen Aufenthalt in der Natur reichlich ausgeglichen wird.

Es ist vielfach ungemein wichtig, sich aus seiner Wohnung zu entfernen, um seine Nerven zu beruhigen. Man verliert das Gefühl, dieses oder jenes Unternehmen zu müssen und erhält sich draußen durch die wechselnden Eindrücke. Das Resultat einer erfolgreichen Sommerfrische besteht zum großen Teil in der erkrankten Bornehme, ein wenig von der Freiheit der Ferien in das Leben des Alltags zu tragen.

Man weiß wieder, wie wohlthuend lange Spaziergänge sind, wie wichtig ausgedehnter Schlaf ist. Dieses Bewußtsein muß so stark sein, soll so stark bleiben, daß man jeden Morgen eine halbe bis eine Stunde spazierengehen in das Tagesprogramm einlegt, auf überflüssige Unterhaltungen zugunsten frühzeitigen Schlafes verzichtet und eine erprobte Ernährungsweise beibehält, vor allem häufig nachdenkt, ob dieses oder jenes, woran man seine Gedanken hängt, das Wünsche dirigiert und Entscheidungen beeinflusst, wirklich Bedeutung besitzt. Die Erkenntnis, Ruhestunden in das unruhvolle Leben einzufügen, ist ein Gewinn der Erholungsreise, den man nicht allzu schnell preisgeben sollte.

Die Kunst des Heizens.

Wie erzielt man die höchste Wärmeleistung? — Die verschiedenen Kosten der Heizung. — Kachelöfen und Warmwasserheizung. — Kachelöfen Beschaffung von Heizmaterial.

Die bevorstehende kalte Jahreszeit bringt der Hausfrau bedeutende Mehrausgaben durch die Notwendigkeit, die Räume warm zu halten. Heizen kostet Geld und zwar umso mehr, je weniger sachverständig es besorgt wird. Man kennt die Klagen vieler Hausfrauen, daß sie in ihre Öfen soviel Holz und Kohlen stecken können, wie nur hineingeht, ohne daß die Zimmer warm werden. Die Schuld liegt aber meist an den Öfen, die nicht rechtzeitig nachgesehen worden sind. Unsere Öfen können nicht als ideale Heizungsanrichtung angesehen werden, denn sie ruhen nur auf einem sehr geringen Teil der in der Kohle liegenden Wärme für die Zimmer aus. Ein großer Teil verpufft in den Schornstein. Trotz aller technischen Fortschritte haben wir noch keinen wirklich guten Kachelofen. Aus diesem Grunde muß man wenigstens bestrebt sein, den größtmöglichen Nutzen aus dem Ofen zu ziehen. Die Öfen müssen also darum rechtzeitig nachgesehen werden. Geringe Mängel genügen oft, um den größten Teil des verwendeten Heizmaterials zur Nutzlosigkeit zu verdammen. Die Hausfrau muß dann doppelt und dreifach so viel Feuerung anlegen, um die erforderliche Wärme in der Wohnung zu erzielen. Eine nicht ganz dicht schließende Tür, undichte Kacheln, ein undichtes Rauchrohr, sind Fehler, die eine richtige Erwärmung der Wohnung ausschließen. Wenn der Ofen wirklich in Ordnung gebracht worden ist, dann kann man auch durch vernünftiges Heizen viel Kohle sparen. Der Kof, auf dem der Brennstoff angezündet wird, muß stets gut von Schlacken gereinigt sein. Kohlen, die auf kalte Schlacken gelegt werden, erwärmen den Ofen

nicht. Ist die Kohle verbrannt, dann kann man die Glut für den ganzen Abend und für die Nacht ziemlich gut durchhalten, ohne noch einmal Feuer zu machen, wenn man einige Kohlen an den Rand der glühenden Kohlen legt, die vorher gut nach hinten geschoben worden sind. Man lege also nicht die frischen Kohlen auf die Glut selbst, da sie dann schnell verbrennen und die Heizung nur noch während kurzer Zeit aufrecht erhalten wird. Ist dagegen die Glut nach hinten geschoben und die frische Kohle nur an die Glut angelegt, dann verglimmt sie langsam und hält stundenlang den Ofen warm. Jede Hausfrau, die damit einen Versuch machen wird, wird von der Wirkung dieses Tricks überrascht sein. Auch wenn die Kohlen vorher in Papier gepackt werden, verlängert man die Heizfähigkeit des Brennstoffes. Besonders am Abend vor dem Schlafengehen ist diese Maßnahme sehr nützlich, denn erstens ist in der Nacht die Wohnung schön warm und zweitens erspart man sich am nächsten Tage die Mühe, neues Feuer zu machen. Voraussetzung ist dabei, daß Bricketts verwendet werden, die keine Schlacken zurücklassen.

Es gibt sogar einen Trick, wie man sich jetzt in der Notzeit kostenlos Feuerungsmaterial beschafft. Dazu dienen Zeitungen, die in jedem Haushalt vorhanden sind. Man legt viele Bogen Zeitungspapier in einen Bottich mit Wasser und läßt das Papier gut naß werden. Dann nimmt man es heraus und drückt es fest zu einem Ballen oder einem Zeitungsriegel zusammen. Diese Riegel oder Ballen läßt man dann in der Nähe des Herdes gut austrocknen. Es bleibt dann eine kompakte, trockene Zeitungsmaße übrig, die ein vorzügliches Brennmaterial abgibt und sich genau so verwenden läßt, wie Kohle. Dieser Kohlenersatz hat nicht nur den Vorzug der großen Billigkeit, sondern er läßt auch keine Rückstände zurück und kann darum stets auf die Glut nachgelegt werden.

Im Zusammenhang mit der Frage des billigen Heizens wird es interessieren, zu erfahren, welche Feuerung am billigsten ist. Für 1 Pfennig erhält man aus niederösterreichischen Koks ungefähr 1600 Wärmeeinheiten, aus Braunkohlenbriketts ungefähr 1800 Wärmeeinheiten, aus Gas 415 und aus Elektrizität 85. Von allen Heizstoffen ist der Kachelofen das günstigste, denn er hat die größte Wärmeleistungsfähigkeit, bedarf des billigsten Heizstoffes und ist gesundheitlich einwandfrei. Wenn der Kachelofen richtig bedient wird, kann er mit geringen Kosten zur Erwärmung der ganzen Wohnung beitragen. Die Zentralheizungen sind zwar bequem, aber sie haben den Nachteil, daß sie verhältnismäßig teuer sind und die Luft zu trocken machen. In gesundheitlicher Beziehung sind sie nicht entfernt so empfehlenswert, wie Kachelöfen. Elektrische Heizung kommt bei den heutigen Strompreisen nur für wohlhabende Leute in Betracht.

Kleine Tyrannen.

„Der Junge ist der richtige Tyrann seiner Eltern.“ So oft können wir diesen Ausdruck hören, und eben so oft können wir uns auch von der Richtigkeit derartiger Behauptungen überzeugen. Wie kommt es, daß die kleine Persönlichkeit eines Kindes eine solche Wichtigkeit erlangen kann, daß die gesamte Umgebung sich den Launen so eines kleinen Prinzen fügen muß?

In vielen, ja fast in den meisten Fällen entwickeln sich solche eigenwilligen und tyrannischen Kinder nach schweren Krankheiten. Da hat der Junge oder das Mädchen wochenlang schwerkrank darnieder gelegen. Vater, Mutter, die ge-

samte Familie hat sich umgebracht, um alles zu tun, dem Liebling seine Leiden erleichtern zu können. Je mehr das Kind in der Genesung fortschreitet, umso mehr nimmt kleiner Geist wieder Anteil an allem Geschehen, und lernt es sehr bald erkennen: Wenn ich sehr krank schwach bin, dann bekomme ich alles, was ich haben will, dann bleibt Mutti bei mir, dann läßt sie das Licht brennen, dann erzählt sie mir Märchen, dann bringen mir alle, was ich will — eigentlich herrlich. Und das Kind versucht, in unbewußt, diesen erfreulichen Zustand zu verlängern, selbst wenn es gesund ist, markiert es gelegentlich Rückschläge in die frühere Krankheit, Abwesenheit, Ohnmachten und dergleichen, lediglich um damit einen bestimmten Zweck zu erreichen.

In all diesen Fällen sollten sich die Eltern unbedingte rechtzeitig vom Arzt die Bestätigung geben lassen, daß das Kind wieder gesund ist und eine ordnungsmäßige Erziehung keine Schäden nach sich zieht. Je länger nämlich dieser Zustand der kindlichen Tyrannei ausgebreitet wird, umso schwerer ist es später auszumergen, umso schwerer kann sich das Kind wieder daran, sich fügen und gehorchen zu lassen.

Es gibt leider energielose Eltern genug, die — lehnen sich selbst Argers und Unbequemlichkeiten zu erparen ihrem Kinde jeden Willen tun und zu allen Wünschen des Kindes Ja und Amen sagen. Kinder, die dazwischen Sprößlinge Ja und Amen sagen. Kinder, die dazwischen wohnt werden, stets ihren Willen durchsetzen zu können, übertragen verständlicherweise bald keinerlei Verbot. Sieht man ihren Wünschen ein rein entgegen, so gibt es Schreikämpfe, Tobfuchtsanfälle und anderes. Und oft kann man bei solchen Anlässen die Schwäche der Eltern dauern, die sich dadurch einschüchtern lassen, womöglich für die Gesundheit ihres Kindes fürchten und schließlich dem Toben ein Ende zu bereiten, dem verzögerten Prinzipien wieder den Willen tun.

Die Folge? Ein Weg ohne Ende. Das Ergebnis? Ein eigenwilliger, selbstherrlicher Mensch, der nie hat, auf etwas zu verzichten und mit anderen Menschen überhaupt zu rechnen. Ein Mensch also, der es in bitterer Scham hat, weil ihm alle Voraussetzungen für gesunde Lebensgestaltung fehlen.

Und das Bitterste von allem: der Vorwurf der Tages unweigerlich gegen die Eltern erhoben wird. „Triffst die Schuld“ heißt es dann aus dem Munde des Kindes, „auch ganz allein, warum habt Ihr mich nicht richtig erzogen?“

Handarbeiten in Wolle sind immer noch die gebräuchlichsten, weil es die Mode verlangt, sich die Wolle allen Gebieten dienstbar zu machen und die Wolle sich allen modischen Dingen anzupassen wußte. Die Freude aller Handarbeiten in Wolle und der damit verbundene gute Geschmack bilden immer wieder das Fundament der Frauenwelt. Es ist deshalb nur zu begreiflich, daß wohl jede Frau Handarbeiten in Wolle ausführt und immer umher nach neuen Vorlagen und Modellen. Diesem Wunsche kommen die beiden erschienenen Hefen der Sammlung „Vorbereitung der Handarbeit“ entgegen: „Neue Wollkleidung für Herren“ (Nr. 139) — „Neue Wollkleidung für Damen“ (Nr. 140). Die Reichhaltigkeit der Hefen mit ihren teils farbigen Vorlagen und dem fest beistehenden Musterbogen ist überraschend. Jede Hausfrau geschmackvoller Handarbeiten wird etwas zur Ausführung darin finden.

Der Jugendfreund

Armer Robinson!

In der arktischen Zone des Indischen Ozeans liegt einsam und verlassen eine Insel, die mit ihren spitzen Felsen gelsenförmig aus dem Meer herausragt. Tausende von Kilometern rings herum sieht man nichts als die unendliche Wasserfläche des Meeres, bald freundlich glatt, bald in Stürmen zu hohen Wogen aufgewühlt. Kein Schiff besucht



jahrelang diesen Felsen; zu weit ist er abgelegen! Nur die australische Rettungsgesellschaft hat sich der Insel angenommen, da dort oft Schiffbrüchige angeschwemmt werden. Nachdem man auf der Insel einmal zufällig 6 Matrosen aufgefunden hatte, die vor vielen Jahren dorthin verschlagen worden waren, beschloß man, auf diesem öden Felsen eine ständige Wache zu errichten.

Seit der Zeit sind bereits zwei Wächter auf der Insel gewesen. Der erste Wächter, ein Amerikaner, brachte 13 Jahre auf der Insel zu.

Der Wächter hat vielen Schiffbrüchigen das Leben gerettet. Als Robbenjäger einmal zufällig auf die Insel kamen, fanden sie seine monatelange Leiche vor. Sie verbrannten den Leichnam und bestatteten die Asche auf der Insel. Auf dem Grab errichteten sie ein Steinkreuz mit der Aufschrift: „Hier ruht der Wächter der Insel, der ein Freund der Schiffbrüchigen war.“

Die Insel blieb wieder leer. Sodann meldete sich abermals ein Wächter, der seinen Namen nicht nennen wollte. Schweigend verließ er sich bei der Überfahrt zur Insel und schweigend verließ er die Mannschaft, die ihn gebracht hatte. Als das Schiff vom Ufer der Insel abließ, winkten die Matrosen zum Abschied. Der Wächter antwortete nicht.

Nach einem Jahr — also erst neuerdings — suchte das Schiff der Rettungsgesellschaft die Insel wieder auf, um den Wächter abzuholen. Vergeblich suchten aber die Matrosen nach dem Mann, — auf der ganzen Insel war keine lebende

Seele zu finden... Die Hütte war leer, die Asche des Herd alt und kalt.

Schließlich fand man den Wächter als ein Bündel, das am Kreuz seines Vorgängers. Er stellte sich ein Knochengestell dar. Zwei Knochenhände umklammerten das Kreuz und hielten sich am Stein fest. Warum er konnte nicht ermittelt werden.

Wie man in INDIEN Bäume fällen

Man muß sich immer wieder darüber wundern, den schwachen Menschen gelungen ist, sich das härteste der Erde, den Elefanten, dienstbar zu machen. So indische Dschungel Bäume ausgerodet werden, so kann sich die Mühe des Baumsägens mit Art und Säge noch viel schwerere Ausroden der Wurzel ersparen;



Lehrige Riese drückt mit seiner gewaltigen Kraft den samt Wurzel heraus und transportiert nachher den Baum zum Sägewerk. Einen besseren Gehilfen des Menschen man sich gewiß nicht denken! Wie klug der Elefant gerade bei dem Transport zu Werke geht, muß jeder staunen sehen. Ein Forschungsreisender, der eines Tages in der Nähe von Kandy auf Ceylon durch den Wald gegen einen Elefanten, der einen mächtigen Baum auf seine Stoppbäume geladen hatte und ihn im engsten mühsam durch fortwährendes Kopfweiden an den dicken Bäumen vorbeibugelte. Als er den Reiter sah, legte er den Baumstamm an der Seite des Pfades und drückte sich rückwärts in das Gebüsch, um Platz zu machen. Der Elefant aber hatte er nicht bei sich.

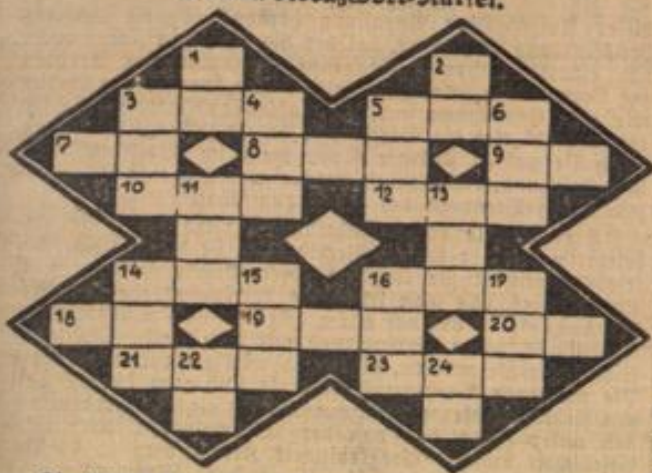


Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

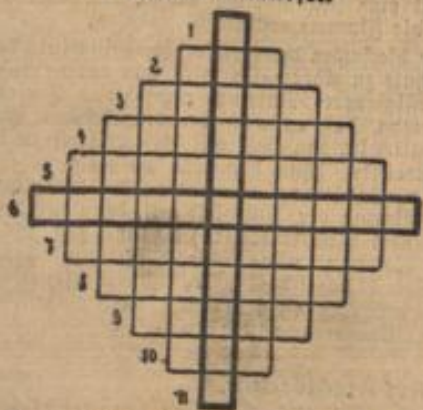
Silben-Kreuzwort-Rätsel.



Die Wörter bedeuten senkrecht: 1. Farbstoff zur Schönheitspflege, 2. chinesischer Arbeiter, 3. indische Kasse, 4. Meeresich, 5. schönste Frau des Altertums, 6. schweres Element, 11. Widerruf, 13. Parasit im Muskelgewebe des Schweines, 14. Pferdebaumzeug, 15. Staat der USA, 16. Mondgötin, 17. Verzeichnis, 22. Teil von Schiffen, 24. Symbol der Königswürde.

Waagerecht: 3. mittelamerikanische Republik, 5. Sonnengott, 7. Schweizer Kanton, 8. Nachkomme in Südamerika eingewandelter Spanier, 9. Schauspieler, 10. weibl. Vorname, 12. Element, 14. Wirtschaftsbetrieb, 16. altgriechischer Philosoph, 18. nordisches Epos, 19. Gewürz, 20. Gewicht der Verpackung, 21. wohltuende Pflanze, 23. Nachruf.

Diamant-Rätsel.



a, a, c, c, d, e, e, e, e, e, e, e, e, e, e, f, f, g, g, h, h, h, k, k, l, l, m, n, n, n, n, n, n, n, n, o, o, o, o, p, r, r, r, r, r, s, s, s, s, s, t, t, t, u, u, u, w.

Die Buchstaben sind in obestehende Figur so einzufügen, daß die waagerechten Reihen Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1. Buchstabe, 2. Kapferleit, 3. Musikinstrument, 4. Segelschiff, 5. Niederung in der Niederlausitz, 6. bekannter Luftschiff-Führer, 7. Stadt a. Main, 8. Staatenbund, 9. Himmelskörper, 10. Gewässer, 11. Buchstabe. — Die mittlere senkrechte und waagerechte Reihe sind gleichlautend.

Der beste Arzt.

Einem Arzt mit „b“ in der Hand traue ich sehr;
Die „n“ jedoch über dem Rand kann tausendmal mehr!

Silben-Rätsel.

a — a — at — bahn — bar — de —
de — dei — der — di — din — dru —
e — e — en — en — fa — fi — ga —
gend — grund — hon — in — in —
ka — le — le — li — lom — mach —
mann — mat — mi — mie — mie —
na — nel — no — now — ri —
sau — ser — sub — ta — te — ter —
ter — tu — un — was — wisch.

Aus vorstehenden Silben bilde man 18 Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausdruck von Euripides ergeben.

(a und ch je 1 Buchstabe.)

Die Wörter bedeuten:

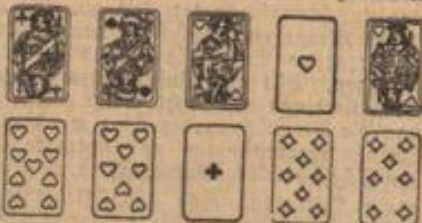
1. Mohammedanischer Bettelmönch, 2. Schändlichkeit, 3. Delbaumholz, 4. deutsch. Schriftsteller, 5. Bergtal in der Schweiz, 6. italienische Landschaft, 7. Sohn des Odysseus, 8. Desinfektionsmittel, 9. Staat in Nordamerika, 10. biblische Gestalt, 11. Stadt am Rhein, 12. Charaktereigenschaft, 13. Hochschule, 14. Verkehrsmittel, 15. Fluß in Brandenburg, 16. Fege, 17. einjähriges Pferd, 18. Amt.

Vor Jahren.

Die Zweibrei und die Eins als Nahrung
Sind gut, das lehrt uns die Erfahrung;
Jedoch ich denke oft noch heut
Mit Schred an die Eins-zwei-drei-Zeit.

Stat-Aufgabe.

Der Spieler (Wh.) hat ein Herzspiel mit 7 Trumpfen und verliert mit 63 Augen. Ein Stand wäre auch verloren gegangen.



Im Stat liegt Karo-König und -Dame.

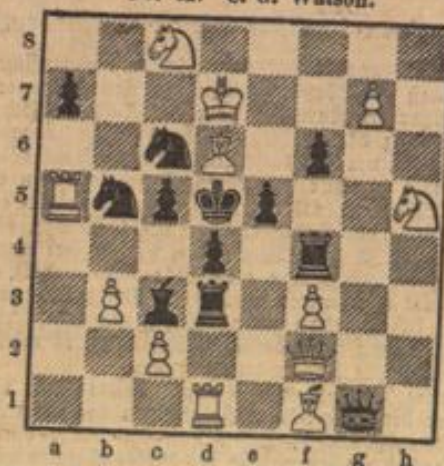
(Eingefandt von Walter Schud, Mitglied des Statklub „Eintracht“, Riedbad.)

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Schneeschuh, 2. Vegas, 3. Alt, 4. Milan, 5. Schwarzer, 6. Paris, 7. Birol, 13. Marke, 14. Sulla, 17. Ju. Waagerecht: 8. Schellfisch, 7. Untar, 9. Palme, 10. Satin, 11. Feh, 12. Am, 13. Rinos, 15. Schaf, 16. Dunte, 18. Rustateller. — Rätsel: 1. Eberesche, 2. Spielerei, 3. Stielweizen, 4. Reuguinea, 5. Giberente, 6. Meyerbeer, 7. Steinzeit, 8. Friedenau, 9. Spreewald. — Palindrom: Neger, Regen. — Silben-Rätsel: 1. Wendekreuz, 2. Epirus, 3. Reifrost, 4. Barichau, 5. Expander, 6. Rotz, 7. Ironie, 8. Glabbed, 9. Jodel, 10. Erble, 11. Uflei, 12. Gottlieb, 13. Holzwolle, 14. Wiefior, 15. Testament, 16. Doktor, 17. Göra, 18. Kelling, 19. Ranlarbe, 20. Union. Wer wenig Zeug hat, der muß kurze Kleider tragen. — Visitenkarten-Rätsel: Spargelbauer.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

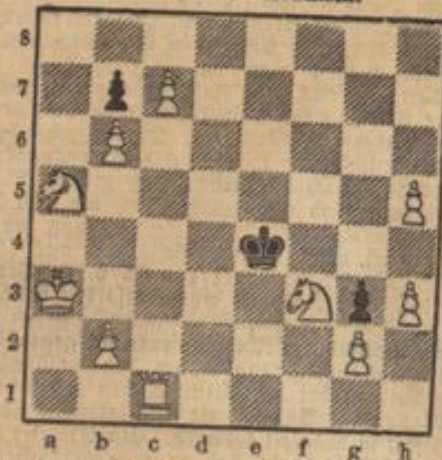
Nr. 82. C. G. Watson.



Weiß: Kd7, Df2, Ta5, d1, Ld6, f1, Sc8, h5, Bb3, c3, f3.
Schwarz: Kd5, Dg1, Td3, f4, Lc3, Sb5, c6, Ba7, c5, d4, e5, f6.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 83. F. Köhnlein.



Weiß: Ka3, Tc1, Sa5, f3, Bb2, b6, c7, g2, h3, h5.
Schwarz: Ke4, Bb7, g3.

Matt in 3 Zügen.

Lösungen: Nr. 78 1. Dg6. Nr. 79 1. Td1. Angegeben von Ingenieur Schmitt, Paul Buerke, Eduard Körper, Georg Blum und Hermann Mertes.

Das Schachspiel ist unbestritten das edelste aller Spiele nicht nur durch seine einheitliche Gestaltung, sondern namentlich durch die unendliche Mannigfaltigkeit seiner Züge und Wendungen und die ihm innewohnende Gedanken-tiefe. In diesem Spiele ist dem Glück oder Zufall nicht der geringste Einfluß eingeräumt. Die Hilfsmittel sind gleich verteilt und einzig die Tüchtigkeit des Spielers entscheidet über Erfolg und Mißerfolg. Darum ist es auch ein vorzügliches Bildungsmittel des Geistes. Es schärft den Blick, gibt Geistesgegenwart und Selbstvertrauen und lehrt, wie auch in verzweifelter Lage zähe Ausdauer noch Hilfe bringen kann. Dank dieser Vorzüge hat es denn auch schon seit Jahrhunderten sich den Erdball erobert und überall seinen Einzug gehalten, wohin Bildung und Gesittung gedrungen sind. Wenngleich es nicht in erster Linie ein Spiel für das Kindesalter ist, so sollte man doch möglichst zeitig geweckte Kinder mit dem herrlichen Spiel bekannt machen, es wird ihre Entwicklung in unerwarteter Weise fördern und ihnen im Kindesalter wie im späteren Leben eine reiche Quelle des Genusses werden. Ueber den Ursprung des Schachspiels ist nichts Näheres bekannt, doch steht so viel unzweifelhaft fest, daß es dem Orient entstammt. Schon der Name Schach (in orientalischen Sprachen = König) zeigt dies an. Auch die Schachsteine, die zwei feindliche Heere darstellen, weisen alle Typen und die Schlachtordnung der alten morgenländischen Heere auf. Ohne Zweifel ist das Alter des Schachspiels sehr hoch. Die ersten Spuren lassen sich im 8. und 9. Jahrhundert nachweisen. Heute ist es in der ganzen Kulturwelt verbreitet und besitzt schon seit Jahrhunderten eine wissenschaftlich gehaltene Literatur, sowie in neuerer Zeit auch Fachzeitschriften in allen Kultursprachen.

Partie Nr. 48. Gespielt in Karlsbad als 10. Partie des Wettkampfes. Französisch.

Weiß: Dr. Euwe, Schwarz: Flohr.

1. e4-e6, 2. d4-d5, 3. Sc3-Sf6, 4. Lg5-dx6, 5. Sx6-Le7, 6. Lx6-gx6, 7. Dd2-f5, 8. Sc3-c6, 9. 0-0-0-Sd7, 10. g3-b6, 11. Lg3-Lb7, 12. Sh3-De7, 13. De2-Sf6. Dies wäre besser schon im 12. Züge geschieden, um Dame d8 folgen zu lassen. 14. Thel-Kf8. Flohr führt im Prager Tagblatt aus, daß er auf 0-0 die Folge d5 als nachteilig für Schwarz abschätzte. 15. Sg5-Dd6, es drohte Sx17 und Dxe6, 16. f4-h6, 17. Sf3-Sd5, 18. Se5-Th7? So schwach spielt Flohr sehr selten. Richtig war Sxc3. 19. Lxd5-cxd5, 20. g4-fxg4, 21. Dxc4-h5, 22. Df3-a6, 23. f5-Lg5+, 24. Kbl-Ke7, 25. fx6-fx6, 26. Tgl-Lh6, 27. Tdfl-Db4, 28. a3, aufgegeben. Falls Dxd4 so Df6+ nobst Damenverlust oder Matt.

Lüftlign LpN.



Eingebildet.

Wir würden schon reinkommen, Billy, wenn der alle
Kauschbart nicht da wäre; das Mädchen an der Kasse hat
schon ne Pupille auf mich geworfen."

Am Gartenzaun.

Junge, wenn Du noch länger hier herumstehst und noch
den Appell kuckst, hau ich Dir mal ein paar runter!"
"Ja, das ist fein, dann brauch ich nicht mehr rauszu-
klettern!"

Glad im Unglück.

Student: "Gnädiges Fräulein, wissen Sie vielleicht,
wer dieser widerliche Kerl da drüben ist?"
Junge Dame: "Oh ja, das ist der Vorsitzende des Prä-
sidiums, Professor Weber! Aber wissen Sie denn,
wer ich bin?"

Student: "Nein!"

Junge Dame: "Ich bin seine Tochter!"

Student: "Und wissen Sie, wer ich bin?"

Junge Dame: "Nein!"

Student: "Gott sei Dank!"

(Rebelspalter.)



Eigentlich hat er recht.

"Papa, gib mir doch mal zwanzig Mark!"
"Du bist wohl übergeknappst, was willst du denn
damit?"

"Ja... du sagst doch immer, ein Kind müßte beizien
sparen lernen, aber wenn ich doch kein Geld habe, kann ich
doch auch nicht sparen!"

Auf dem Spielplatz.

"Gehört Ihnen der reizende Junge?"

"Nein!"

"Aha, das habe ich mir doch gleich gedacht, als ich den
ungezogenen Bengel so rumtoben sah!"

(Passing Show.)

Anekdoten.

Diese Handschuhe kann ich Ihnen wirklich empfehlen,
gnädige Frau! Die sind elegant und außerordentlich halt-
bar! Die halten bestimmt solange Sie leben!"

"Gut, dann nehme ich sie!"

"Dann ich vielleicht gleich zwei Paar einpacken?"

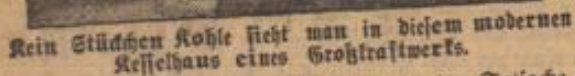
(Bart Hem.)

Neue Erkenntnisse in der Feuerungstechnik.

In der Zerzeugungstechnik war bisher die Ansicht vorherrschend, daß der Kohlenstaub umso vollkommener verbrenne, je feiner die Korngröße der Kohlenstaubtheilchen sei. Die Zerfeinerung der Kohlen wurde deshalb so weit als möglich getrieben, um auf diese Weise ihren Kohlenkülen die Verbindung mit dem zur Verbrennung notwendigen Sauerstoff nach Kräften zu erleichtern. Erstrebenswert erschien die Zerfeinerung der Kohle bis zur Molekülgröße, also bis zum gasförmigen Zustand. Wenn auch dieses Ziel unerreicht war, so zerfeinerte man die Kohle doch so weit, als es die Mahltechnik nur immer gestattete. Die weit getriebene Mahlfeinheit führte jedoch zwangsläufig zu einer Erhöhung der Mahlkosten, und diese beeinflussten ihrerseits wieder die Wirtschaftlichkeit der Kohlenstaubfeuerung.

Der große Vorteil der Kohlenstaubfeuerung gegenüber der bisherigen Kohlenhaufeneuerung ist der, daß die Wahlkosten, die sich zum Beispiel bei den Stinneszechen auf 140 M./T ohne Amortisation der Anlage, mit Kapitaldienst jedoch auf 2 M./T belaufen, in Wegfall kommen. Ein weiterer Vorteil des Kohlenstaubes besteht darin, daß er in gewöhnlichen Kistenwagen der Eisenbahn verpackt werden kann, während der Kohlenstaub in völlig geschlossenen Behältern transportiert werden muß. Wenn außerdem noch darauf hingewiesen wird,

Mit dem Begriff der Dampfkesselfeuerung verbindet sich für uns noch vielfach die Vorstellung von einem dunklen, nur vom gelblichen Glackerlicht gelegentlich geöffneter Feuerthüren schlagartig und geipenisch beleuchteten Raum, in dem schwarze Gestalten mit entblößtem Oberkörper auf breiten Schaufeln Ladung um Ladung Kohle in den weit aufgerissenen glühenden Schlund der Feuerungen hineinbejördern, schweißüberströmt in der brennenden Hitze eines wahren Fegefeuers. Wer einmal Gelegenheit hat, die Feuerungsanlage eines modernen Großkraftwerkes zu be-



Das moderne Kesselhaus ist so gut wie menschenleer; selbstthätig wandert das kostbare Gut der Kohle durch mächtige Rohrleitungen, die den Raum vielfältig durchqueren, den Kesseln zu, in jedem Augenblick gerade soviel, als der Kessel braucht, durch allerlei Ventile wie von Geisterhand haargenau geregelt und dosirt. Diese gewaltige Wandlung im Bilde des Kesselhauses ist im wesentlichen ein Ergebnis der sogenannten Kohlenstaubfeuerung.

Wenn wir die Erscheinungsformen eines brennenden Gasstromes, wie er in unserem Gasherd erzeugt wird, und eines brennenden Kohlelofens, wie wir ihn in Wintersonnenzeit zur Erwärmung unserer Wohnungen benutzen, vergleichend nebeneinanderhalten, gewinnen wir einen angenehmen Begriff von dem Unterschied, der zwischen der alten Kohlföhrung und der modernen Kohlenhaubföhrung besteht. Dem Verbrennungsorganismus im Kohleofen entspricht die Verbrennung der Schlacke auf dem Kohl, der Gasflamme entspricht die Verfeinerung feingepulverte Kohle, des sogenannten Kohlenstaubs. Auch die wichtigsten Kennzeichen beider Feuerungsarten lassen sich unschwer aus diesem Vergleich entnehmen; wir alle wissen, wieviel Mühe und Zeit es erfordert, einen Kohleofen anzufeuern und wie rasch und bequem uns das Gas eine heizkräftige Flamme liefert. Wir

Um einen sehr bemerkenswerten Fortschritt handelt es sich auch bei der Fliehkohle. Man versteht darunter ein Gemisch von Heizöl mit Kohlenstaub. Ein Teil des teuren Heizöls wird durch den etwa dreimal billigeren Kohlenstaub ersetzt. Für Länder ohne oder mit nur geringem Erdölverbrauch hat die Fliehkohle insofern große wirtschaftliche Bedeutung, als der durch Kohlenstaub ersetzte Teil des Brennstoffes nicht mehr eingeführt werden braucht, ohne daß man jedoch auf die Vorzüge der Oelfeuerung verzichten muß. Versuche mit einem aus Öl und Kohlenstaub bestehenden Gemisch wurden zwar schon während des Weltkrieges angestellt, doch hat die Fliehkohle erst in neuerer Zeit praktische Bedeutung erlangt durch einen Versuch der englischen Cunard-Linie, die einen Kessel ihres Dampfers „Scythia“, der zwischen Liverpool und Amerika verkehrt, auf Fliehkohlenheizung umstellte. In englischen Schiffsverkehrskreisen hat man diesen Versuch mit größtem Interesse verfolgt. Da die Cunard-Linie jährlich etwa 1 Million Tonnen Heizöl verbraucht, so würde allein schon diese eine Schiffsahrtsgesellschaft eine beträchtliche Menge Heizöl weniger einzuführen brauchen, wenn sie ihren gesamten Betrieb auf Fliehkohle umstellte. Auf der einen Seite winkt also die Ersparnis eines Theiles der Summen, die heute für Brennöl ins Ausland wandern, und auf der anderen Seite wäre dem englischen Kohlenbergbau ein großer Abnehmer zurückgewonnen.

Die Herstellung eines haltbaren Brennstoffgemisches aus Kohlent Staub und Öl geht nun freilich nicht so einfach und glatt vor sich, als es den Anschein hat. Ein reines Gemisch beider Brennstoffe setzt die Kohlentheilchen, mögen sie noch so fein gemahlen sein, schon in kurzer Zeit ab. Es muß also noch eine geringe Menge eines Stabilisierungsmittels zugelegt werden. Derartige Schutzkolloide sind in genügender Auswahl vorhanden. Mit dem Zusatz eines Schutzkolloides ist die Aufgabe allerdings noch nicht völlig gelöst. Erst die innigste mechanische Vermischung des Oeles mit dem Kohlent Staub ergibt eine lagerbeständige und haltbare Emulsion, wie sie für den Schiffsbetrieb erforderlich ist.

Welch große Bedeutung man der Fliehkothle beimlegt, erhellt daraus, daß die Cunard-Linie bereits ein Projekt für die Errichtung einer großen Anlage in Liverpool ausarbeiten ließ. Diese Anlage soll imstande sein, täglich 2000 Tonnen Fliehkothle herzustellen; ihre Baukosten sind mit 250 000 Pfund berechnet worden.

wissen aber auch, daß sich die Heizleistung eines Kohleofens nur äußerst schwierig regulieren läßt; wie oft liefert uns der Zimmerofen zuviel oder zuwenig Wärme! Wie leicht und momentan läßt sich dagegen die Gasflamme unseres Gasherdes regulieren: wir können die kleinsten oder die größten, aber auch alle möglichen mittleren Heizleistungen mit ihr hervorrufen, indem wir auf die einfachste Weise mehr oder weniger weit aufdrehen!

Für die Dampftechnik ist nun die Regulierbarkeit der Feuerung von größter praktischer Bedeutung; denn in dampfverbrauchenden Betrieben, mag es sich um ein Kraftdampfverbrauendes oder ein Heizdampfverbrauchendes handeln, ist der Dampfverbrauch ständigen Schwankungen unterworfen, denen sich die Feuerung anpassen muß. Aus

von Ernst Trebesius.

Obwohl in Amerika und England schon seit einiger Zeit regelmäßige Fernsehübertragungen veranstaltet werden, hat die Fernsehtechnik dieser Länder keineswegs einen Vorrang. Es zeigt sich im Gegenteil, daß man dort etwas zu spät gekommen ist, und daß die von der Industrie hergestellten Apparate der weiteren Entwicklung nur hinderlich im Wege stehen. Die in Gebrauch befindlichen Apparate zerlegen nämlich die zu übertragenden Bilder nur in 1200 bis 5000 Bildpunkte: eine vom heutigen Stande der Technik weit überholte Zahl. Da ein Umbau der vorhandenen Apparate mit erheblichen Kosten verknüpft ist, so wird die weitere Entwicklung in diesen Ländern durch die verfeinerten Fernsehübertragungen mehr gehemmt als gefördert.

Im Gegenfatz zu den amerikanischen und englischen Sendegesellschaften hat sich der deutsche Rundfunk bisher starke Zurückhaltung auferlegt. Die jetzige Entwicklung des Fernsehens lehrt, daß wir auch noch nichts veräumt haben, und daß die Vorsicht des Reichspostamtes durchaus berechtigt war. Selbstverständlich hat man auch bei uns die Hände nicht in den Schoß gelegt. Bereits im September 1928 begann das Reichspostzentralamt mit regelmäßigen Fernsehversuchen. Damals wurden aus der normalen Königswulterhauser Rundfunkstelle 1200 Bildpunkte und 12,5 Bildwechsel übertragen. Die mit Nixomische und Glimmklampfen empfangenen Bilder waren jedoch so lichtschwach, daß man sie nur im verdunkelten Zimmer zu erkennen vermochte. Auch beschränkte sich das Senden im allgemeinen auf die Übertragung einzelner Köpfe, da nur diese einigermaßen zu freudensstellende Übertragungen ergaben.

Hand in Hand haben seither bei uns Behörde und Industrie gearbeitet, um die Bildpunktzahl zu steigern, und die Empfangsapparate zu vervollkommen. Ein großer Fortschritt wurde mit der Natriumflächenleuchte erzielt. Gegenüber der bisher gebräuchlichen Glühlampe, deren Lichtstärke nur 1 bis 2 Hefnerkerzen beträgt, besitzt die Natriumflächenleuchte eine Lichtstärke von 50 bis 60 Hefnerkerzen. Da beim Fernsehen stets nur ein einziger Bildpunkt in einem bestimmten Zeitraum zu sehen ist, so ist die Leuchtstärke der Empfangslichtquelle von größter Bedeutung für die Schärfe der empfangenen Bilder.

Der Steigerung der Bildpunktzahl stellen sich nun freilich recht große Schwierigkeiten entgegen. Die Übertragung von 1200 Bildpunkten und 12,5 Bildwechsel im Jahre 1929 erforderte 7500 Herz; die 10 800 Bildpunkte und 25 Bildwechsel je Sekunde, die der neue Ultraschallwellensender (15 Kilowatt) aus dem Berliner Funkturm übertragen soll, erfordern 135 000 Herz. Außerdem machte auch die Schaffung

dieser Aufgabe der Anpassung heraus ist die Kohlenstaubfeuerung entstanden, bei der die Kohle in Form eines von einem Luftstrom getragenen feingepulverten Staubes zur Verwendung gelangt. Dieser Staub brennt ganz ähnlich wie eine Gasflamme und die Kohlenstaubflamme läßt sich ebenso leicht wie die Gasflamme regeln. Der Staub wird durch Vermahlen flüchtiger Kohle meist im Kraftwerk selbst hergestellt und mit Preßluft durch ein geschlossenes Leitungssystem den Brennern der Kessel zugeführt.

Die Vorteile dieser Feuerungsart sind sehr mannigfaltig: neben der großen Regelbarkeit ist die ständige Betriebsbereitschaft für Kohlenstaubfeuerungen charakteristisch. Dazu kommt, daß man sehr gute Wirkungsgrade der Verbrennung erzielt und vor allem, daß man auch minderwertige Brennstoffe, deren Verfeuerung auf dem Roß Schwierigkeiten bereiten würden, glatt und wirksam verbrennen kann. Die modernen Großdampfstraßwerke sind zum großen Teil mit Kohlenstaubfeuerungen ausgerüstet; eines der bedeutendsten unter ihnen, das von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft erbaute Großkraftwerk Klingenberg in Berlin, das den überwiegenden Anteil an der Stromversorgung der Reichshauptstadt hat, ist ganz mit dieser Feuerungsart ausgerüstet und arbeitet seit mehreren Jahren erfolgreich mit ihr.

Neuartiger Feuerstuhl für Holzhäuser.

Von der Forstlichen Hochschule in Eberwalde (Märk.) wurde ein neues Feuerhakenverfahren für Holzhäuser ausgearbeitet, nach welchem ohne große Aufkosten jedes Holzhause und selbst in Steinhäusern verbautes Holz feuerfest gemacht werden kann. Schon seit einiger Zeit sind die Flammhaken mittel Locron, Cellon und Intramon bekannt, mit denen man Holz behandelt. Mit diesen Stoffen wird das Holz bestrichen oder besonders imprägniert. Diese Stoffe bilden im Brandfall eine schaumartige Masse, die dann das Holz umgibt und die Flamme ersticht.

Nach den Versuchen des Holzforschungsinstituts der Königl. Hochschule zu Eberwalde wird nun als neues Flamm-
schuttmittel essigsaures Natrium empfohlen. Dieses Mittel
hat den Vorzug, daß es auch bei eingebaute Holz ohne
weiteres möglich ist, das Holz mit diesem Stoff zu besprühen
oder zu bestreuen, ohne daß eine vorherige oder spätere
besondere Imprägnierung notwendig ist. Außerdem weist
es noch den Vorzug der Billigkeit auf, denn für den Feuer-
schutz von einem Quadratmeter Holz sind nur 134 Gramm
essigsaures Natrium nötig, die 7 Pfennige kosten. Ein
weiterer Vorteil liegt darin, daß dieses Feuerlöschmittel
vollkommen beständig ist und nicht nach einer Reihe von
Jahren einer Erneuerung bedarf.

Unterirdischer Frachtverkehr.
In London und München werden unterirdische Tunnelanlagen für den Frachtverkehr und Postverkehr benutzt. Die größte unterirdische Tunnelanlage mit der höchsten Leistungsfähigkeit besitzt jedoch zweifelloos Chicago. In dem Chicagoer Frachtunnelnetz mit einem Umfang von rund 100 Kilometer verkehren täglich 3000 Wagen, die von 150 Lokomotiven befördert werden. Hierbei werden die einzelnen Tunnelstrecken von den Zügen, die aus 10 Wagen bestehen, nur in einer Richtung befahren. Der gesamte Verkehr wird von einer Stelle aus mit automatischer Blockierung geregelt. Die Tunneln liegen in einer Tiefe von 12 Meter so daß die Unterpflasterbahn darüber hinwegfährt. Neben dem Transport von Gütern dient diese Einrichtung auch der Abbeförderung von ausgehobenen Erdmassen bei Neubauten. Diese werden direkt zum Hafen befördert, hier auf Kähnen geladen und im tiefen Wasser außerhalb des Hafens in Meer geschüttet.

von Ernst Trebesius.

der erforderlichen Bildzerlegung und Bildzusammenhorganbau große Schwierigkeiten, da man die Löcher in der Platten-
scheibe immer kleiner halten mußte, um die Abmessungen
der Scheiben nicht über ein handliches Maß gehen zu lassen.
Mit der Steigerung der Bildpunktzahl stiegen natürlich auch
die Ansprüche an die Genauigkeit der Apparaturen. Die an
der weiteren Entwicklung des Fernsehers interessierte In-
dustrie darf es deshalb als einen schönen Erfolg verzeichnen,
daß ihr trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten bei
Schaffung von Apparaten gelang, die die Übertragung von
20 000 Bildpunkten und 25 Bildern in der Sekunde ermög-
lichen, und daß die empfangenden Bilder in der Größe
9 mal 12 Zentimeter auch im unverbildeten Zimmer
bereits zu sehen sind. Derartige Apparate ermöglichen die
Wiedergabe normaler Spielfilme: die erste Etappe auf dem
Weg zum Fernkino ist damit erreicht.

Wie groß die Schwierigkeiten sind, die sich der Schaff eines guten Ferngerätes entgegenstellen, lehrt allein die Betrachtung der Röntgenröhren, die bei den Fernsehen suchen mit dem neuen Ultrarotwellenlender der deutschen Reichspost in Wittenberg verwendet werden. Dieser Sender wurde mit drei Sendescheiben ausgerüstet. Eine hat 60 Löcher für die Übertragung von 4800 Bildpunkten, die zweite hat 90 Löcher für 10 800 Bildpunkte, und die dritte für 19 200 Bildpunkte. Die drei Scheiben haben gleich Durchmesser, da sie alle im gleichen Apparat verwendet werden sollen. Die Löcher sind nicht quadratisch, sondern eiförmig. Sie wurden in Plättchen von 1/100 Millimeter Dicke auf die Scheiben aufgelötet wurden, gestanzt. Bei der ersten Scheibe mit 90 Löchern mißt die Seitenlänge des Sechslantoches nur 2/100 Millimeter, bei der mit 120 Löchern gar nur 5/100 Millimeter, was der Dicke eines menschlichen Haares entspricht.

Diese unbedingte erforderliche Genauigkeit bei der
 Stellung der Looscheiben zeigt zur Genüge, wie schwierig
 Schaffung des idealen und dabei nicht zu kostspieligen
 Lehrers ist. Dieser soll uns ja, nach den Propheten
 phantasiereicher Romanistischer, habende Bilder
 heiligen Ganges, Stierkämpfe in Sevilla oder sonstige
 interessante Weltgeschehnisse in allen Einzelheiten und
 natürlichen Farben zeigen. Da heute noch das Über-
 einfarbiges Bilder so große Schwierigkeiten bereitet,
 leuchtet ohne weiteres ein, daß die Übertragung
 farbiger Bilder, also ein dem natürlichen Sehen entspre-
 chendes elektrisches In-die-Ferne-leben, vorläufig noch
 frommer Wunsch der Menschheit bleiben wird.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 277.

Sonntag, 9. Oktober

1932.



durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

4. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Schon damals hatte ich das Gefühl, ihre Wesenheit in allen ihren Verästelungen ziemlich klar überschauen zu können. Sie war durchaus nicht Schablone, o nein — sie war im Gegenteil der Ausdruck einer gesellschaftlichen — einer gesellschaftlichen Vielseitigkeit, wie man sie unter den Damen von heute kaum noch findet, weil die Verhältnisse der Zeit den Sinn für eine individuelle Lebensführung eingeengt haben. Sie hatte wohl auch nicht viel mehr gelernt — positiv gelernt — als andere junge Dinger unter der Erziehungstechnik mondäner Pensionate. Aber sie besaß eine erstaunliche Aufnahmefähigkeit, eine wahrhafte Kunst des SichEinsfügens und SichAnpassens, das Talent, gewisse Reflexe einer jeweiligen Umwelt weiterbildend auf sich einwirken zu lassen. Mir hat diese Begabung gerade auf unsern Reisen Bewunderung abgenötigt. Wohin wir auch kamen, sie stand sofort inmitten der neuen Kreise, als gehörte sie längst zu ihnen. Nun könnt ihr ja sagen, das sei doch nur eine Gabe geschickter Mimikry, also etwas Außerliches. Aber ganz stimmt das nicht. Es war auch immer eine Verinnerlichung dabei, eine Durchsetzung mit neuen Ideen. Und seht ihr, das war es, das eine ewig stutende Unruhe in ihr Leben brachte. Was ihr abging, war der Sinn für ein Behagen der Häuslichkeit. Ich will einen literarischen Vergleich heranziehen, ihr könnt darüber lachen: ihr Leben war kein Familienroman, sondern viel eher ein plästerliches Reisefeuilleton.“

„Richtig“, sagte Caplus, „sie lebte eben nach ihrem Geschmac, der weniger der guten Stube gehörte als der großen Welt. Als Künstler verstehe ich das, und das zog mich auch zu ihr. Sie war selbst ein Stück Künstlernatur. Also ein ungezähmtes Wesen.“

„Möchte ich nicht ohne weiteres unterschreiben“, entgegnete Bürgli. „Ungezähmt — nein, aber vielleicht überzüchtet — man findet das vielfach bei den Daphins sehr alter Geschlechter. In ihrem Vater steckt noch etwas von dem Herrenblut seiner Vorfahren, in ihr vollzog sich das biologische Gesetz der Entartung, was ich nicht mißzuverstehen bitte. Ich meine damit eine Abweichung von den geraden Linien der Entwicklung, eine Neigung zur Exzentrizität, die noch kein Spleen zu sein braucht, mehr vielleicht die Folge eines stark entwickelten Eigenwillens. Aber sprich erst zu Ende, Döhler!“

Der Rehrüden wurde serviert, und Caplus teilte kameradschaftlich den bestellten Champagner aus.

„Ich kann mich kurz fassen“, nahm Döhler wieder das Wort. „Die Geburt Juttas setzte der Reifewut Gritties ein vorläufiges Ziel. Dann kam der Krieg, ich wurde in den Argonnen verwundet und durfte für meine Wiederherstellung die Gastlichkeit der Schweiz ausnützen. Damals hatte Grittie ihre hiesige Villa ge-

kauft, zum Ärger ihres Vaters, der Kind und Enkel bei sich auf dem Erlenhof haben wollte. Aber da war es ihr zu langweilig, und Langeweile bedeutete für sie die schwerste Erkrankung, ein frühzeitiges Siechtum. So zog ich denn zu ihr und fand sie unverändert, voll echten Gefühls, doch mit einer ausgehenden Blutmischung und mit einem unbefümmerten Temperament, das in lustigem Übermut alle sorgfältig gepflegte Konvention über den Haufen werfen konnte. Damit stieß sie denn vielfach bei den Damen an, die sich gleich ihr zu dieser Zeit in einen wahren Taumel großzügiger Wohltätigkeit stürzten. Das nebenbei, ich erwähne es nur, weil es zum Porträt Gritties gehört, lieber ungezogen zu erscheinen als anezogen, und als das Wertgebendste im Leben die Freiheit des Selbst über die üblichen Sittenbegriffe zu stellen. Und diese höchste Freiheit nahm sie auch für ihr Herz in Anspruch. Ich meine für ihr Herz als sozusagen den Sitz der Liebe — oder besser als das Organ, dessen Erregungen sofort auf die Psyche zurückwirken und die gesamte Stimmung beeinflussen. Und immer war die Stimmung das Mit- und Nachklingende im Leben Gritties, als Gemeingefühl, versteht ihr — und bei ihrer starken Disposition zu einem jähen Wechsel der Stimmung kann man bei ihr wohl auch von Launen der Liebe sprechen. Das mag schroff klingen, soll aber nur einer weiteren Erklärung ihres Wesens dienen, dessen Wandelbarkeit Bürgli meiner Ansicht nach ganz richtig auf eine biologische Abhängigkeit zurückführt — auf eine gewisse erbliche Belastung. So konnte es in einem verwirrenden Augenblick geschehen, daß Grittie mir in aller Ruhe auseinanderlegte, sie liebe mich nach wie vor, aber — den andern liebe sie auch, der damals als Dritter in unsre Ehe trat. Nun kann dieser Dritte, der mein Nachfolger wurde, die Geschichte fortsetzen.“

Döhler leerte hastig sein Sektglas, er hatte ohne Übersteigerung des Empfindens gesprochen, fast mit einem ganz leisen ironischen Beifall, aber doch wie einer, der lediglich über ein Stück Vergangenheit Bericht erstattet, über dessen Schrittmach er längst hinausgekommen war.

Bürgli strich mit dem Zeigefinger seiner Rechten unter seinen hohen steifen Kragen, als zwänge der ihn. Auf seinem glattrasierten Gesicht lag jetzt ein Ausdruck von Nachdenklichkeit, der Ernst eines Bekenntnisses, das er nur widerstrebend heraufbeschwor. Aber ehe er sprechen konnte, schlug Caplus mit der Gabel an sein Glas und sagte:

„Noch eine Gewissensfrage, Döhler, sie gehört zur Sache: „Bist du glücklich gewesen in deiner Ehe mit Grittie?“

„Sehr glücklich“, antwortete der Generalkonsul ohne Zögern.

„Danke! Das wollte ich nur hören. Nun bist du an der Reihe, Bürgli.“

Bürgli neigte ein wenig den Kopf und hub mit leiser Stimme an, als spüre er die Schwäche einer leichten Scham. Er wandte sich zunächst ausschließlich an Caylus.

„Ich will erzählen, wie es kam — ohne Beschönigung. Ich war derzeit im Internationalen Büro zum Schutze des gewerblichen Eigentums in Bern beschäftigt, und als alter Studienfreund Döhlers besuchte ich ihn häufig. Unumwunden gestehe ich, daß ich eine tiefe Neigung zu Grittie faßte. Ich stand den Instinkten noch ziemlich naiv gegenüber und besaß eine gewisse moralische Leichtfertigkeit, doch nur in dem Sinne eines kindlichen Mangels an Überlegung, der ein anmutiges Spiel nicht in Ernst umdenken konnte. Erst allgemach begann ich zu fühlen, daß in den Übermut der Freiheit sich eine sublimierte Leidenschaft mischte. In aller Reinheit, das schwöre ich — aber du glaubtest mir das nicht, Döhler, als du uns überraschtest, da ich zum erstenmal vor Grittie auf den Knien lag und Unsinniges stammelte, mit der Einsicht eines Menschen, den ein Gefühl überrumpelt, das er gern überlebensgroß in Worte kleiden möchte. Hättest du in deinem Anfall rasender Eifersucht dich nicht wie ein Wahnsinniger benommen, ich bin überzeugt, Grittie hätte mir mit einem allerliebsten Lächeln gesagt, es sei nicht sehr geschmackvoll, bei einem Liebesgeständnis nur in Superlativen zu sprechen — oder etwas Ähnliches zur Ernüchterung meiner Schwärmerei. Nun aber kam es anders. Caylus, hör zu, auch das ist ein Beitrag zur Wesenskunde Gritties. Sie war totenblau — und plötzlich sprang — sprang sie an meine Seite in wahrhafter und wehrhafter Verteidigungsstellung und schrie: „Laß ihn — ich liebe ihn!“ . . . Döhler, ich bin mir bewußt, damals keinen sonderlich heldenhaften Eindruck gemacht zu haben. Ich fand keinen Helfer im Geist, ich spürte nur ein fürchterlich glühhaftes Herzklopfen, so daß mir die Stimme versagte. Und dabei hatte ich keine Sicherheit des Gefühls in diesem Augenblick, der mir ewig schien — ich sehe nur dich wieder vor mir, wie mit Plötzlichkeit eine bedrückende Ruhe über dich kam, wie du dich an Grittie wandtest und sie einfach fragtest: „War ich nicht bisher deine einzige Liebe?“ —

Döhler hob den Arm, Schweigen heischend, und sprach selbst weiter:

„Ja, so war es. Genau so. Und nun erst begann der psychische Konflikt in voller Schärfe. Grittie setzte sich und lächelte. Sie lächelte gütig und liebenswürdig und antwortete: „Ja — aber ich bin nicht allein-süchtig.“ . . . Dies Wort hastet noch heute in meinem Gedächtnis. Sie fuhr fort, ich kann es sinngemäß wiederholen. Sie sagte: „Ich kann keine Liebe lieben, die Subordination fordert. Mein Herz kennt keine Untertänigkeit und keinen Zwang. Du weißt, daß ich dich liebe, aber das gibt dir noch nicht das ausschließliche Eigentumsrecht an mich. Es kann einer in einer entscheidenden Lebensstunde da sein, den ich auch so — auch so lieb gewinne wie dich. Ist das schon Ehebruch? O nein, ich weiß meine Sinne im Gleichgewicht zu halten. Aber, mein Freund, mein Herz hat sein Privatrecht, das ich mir nicht nehmen lasse.“

Da rief Bürgli wieder über den Tisch: „Ich höre sie sprechen, sie sprach ganz leidenschaftslos, nur in ihren Augen sah ich ein feines Fieber. Und da packte dich von neuem die Wut, es fiel ein hartes Wort und endlich ihre scharfe Antwort: „Bist du eifersüchtig, so haben wir uns nichts mehr zu sagen. Gegen einen Rückfall in die Barbarei wehre ich mich durch Stillschweigen.“

„Das war der Abschluß der Szene“, sagte Döhler mit langsamer Kopfneigung, zustimmend, nicht schwermütig, „und das Ende einer Illusion. Ob ich anders hätte handeln können und sollen, kommt heute nicht mehr in Frage. Ich handelte nach meinem Gefühl. Beleidigte Ehre sprach dabei nicht mit, wohl aber verletzter Stolz — nennt es meinerwegen Egoismus eines Mannes, der eine Zerteilung des Herzens seines Weibes als einen Einbruch in seine Würde betrachtet.“

Ein kurzes, leises Aufschauen des Grafen Caylus unterbrach ihn. „Entschuldigt“, rief er, „entschuldige,

Döhler, diese unangebrachte Heiterkeit — es war auch nur ein Gefühl, ein belustigendes Gefühl des Augenblicks, das mich aus der Rolle fallen ließ!“

„Lieber Caylus“, sagte Bürgli, „hättest du dem Zweikampf zwischen Döhler und mir beiwohnen können — wie ich dich kenne, glaube ich, daß du deine hell lachende Freude an dieser Episode gehabt hättest. Das war beim Dörschen Morner, in dem Bergwald des Kleinen Saldoe, auf einem freien Platz, schon auf französischem Gebiet. Alles, wie es sein mußte. Der Unparteiische schlug eine Einigung vor, Döhler schüttelte den Kopf, ich bat um eine letzte kurze Unterredung unter vier Augen, und der stimmte er zu. Mal dir das Bild aus: Sekundanten, Unparteiischer und Arzt lagerten sich im Grase, und da sie von vornherein nicht an den Ernst der Situation glaubten, so betrachteten sie die Sache als einen Vergnügungsausflug und tranken inzwischen den Kognak des Medizinmannes aus. Döhler und ich aber, wir schlugen uns in die Büsche, und zwischen den Korleichen setzten wir uns auf ein paar Baumstümpfe und begannen zu verhandeln. Notabene! — er schwieg, und ich sprach. Ich verhehlte ihm nicht meine Liebe, sagte natürlich kein Wort von meiner jähren Überraschung bei dem Geständnis Gritties, erklärte aber, zurücktreten zu wollen — Herrgott, ich sprach lange und lange, und schließlich antwortete er auch. Kein Zurücktreten, kein Kompromiß, kein mühseliges Zusammensetzen der Ehe — Untreue des Herzens ist geistiger Ehebruch und immer nur das Ende des Liebes. . . . Also, die Komödie ging los. Mein Schuß zerriß die Luft. Einen Augenblick schwankte er, dann knallte auch er ins Blaue. . . .“

Ein kleines Schweigen trat ein. Es war für eine kurze Weile ein Inzischgehen der Männer. Die Aussprache sollte kommende Möglichkeiten erklären helfen, nichts weiter, aber nun stellte das unbehagliche Empfinden sich ein, daß man in eine Streifkluft geraten war, die nur zu schwach unterdrückten gegenseitigen Beschuldigungen führte und die Frau, mit deren Schicksal man verbunden war, ohne alle Tiefen ihrer Psyche zu kennen, schonungslos entkleidete.

Die Mokkaassen klirrten auf dem Tische, der Diener reichte Zigarren und Zigaretten. Die Pause tat wohl. Man umhüllte sich mit beruhigendem Rauch und kam aus dem störenden Ungewissen heraus.

„Ich habe den Wunsch“, sagte Döhler, „alles zu vermeiden, was den Anschein erwecken könnte, wir wollten uns selbst exkulpieren. Davon kann keine Rede sein. Keiner von uns denkt auch daran, Grittie — zu der wir ja doch in ehrlicher Freundschaft zurückgekehrt sind — eine Schuld aufzubürden, die man aus andern Motiven herleiten könnte als aus dem Gesamtbestand ihrer Veranlagung, also aus einer Verletzung von schuldblosen Ursachen. Nun ja, ihre Tee-Einladung hat mich ein wenig bedrückt — und deshalb hat ich euch zu dieser Besprechung, aber . . . ich bin schließlich doch zur Einsicht gekommen, daß uns auch eine auf unsern Erfahrungen begründete Beurteilung Gritties, die natürlich immer nur vom menschlichen Standpunkte ausgehen kann, nicht zu dem gewünschten Resultat führen wird. Lassen wir also die Sache auf sich beruhen und warten wir ab, was uns die Teestunde bringt. Das ist ja auch die Auffassung von Caylus.“

„Sie war es“, entgegnete Caylus, „im Verlaufe unsrer Aussprache habe ich aber die Meinung geändert. Mir liegt ungeheuer viel daran, euch zu Ende kommen zu lassen. Deshalb bestehe ich auf der Fortsetzung unserer seelenkundlichen Untersuchungen.“

„Ich möchte nicht, daß wir die Sache ins Scherzhafte ziehen, Sixtus —“

„Ich auch nicht, lieber Döhler. Wenn mich vorhin ein Moment der Heiterkeit überkam, so war das nichts weiter als eine in Humor getauchte Opposition. Jetzt werde ich ernsthaft bleiben, auch wenn der Widerspruchgeist sich regt. Bürgli, wie benahm sich Grittie, als du nach dem Duell um sie warbst?“

(Fortsetzung folgt.)

In einem alten Koffer.

Eine wahre Begebenheit.

Die Arme beladen mit den herrlichsten Frühlingsblüten wandelte ich die Avenue Gambetta hinab, durch das sonnen- durchflutete Nizza, mit dem reinsten Gefühle der Lebens- freudigkeit durchdrungen, da erblickte ich „ihn“, und blieb stehen wie gebannt . . .

Vor einem kleinen Antiquitäten-Laden stand er in der Nähe der Türe, auf dem Trottoir. Neben dem verschiedn- artigsten zusammengewürfelten Krims-Krams, die dort aus- gebreitet waren, um Käufer anzuziehen, stand „er“ und erweckte mein Verlangen.

„Er“ war ein kleiner Koffer, dem man seine Reisen ansah, der jedoch die unverwundlichen Spuren der Eleganz, der „früheren besseren Tage“ trug . . . und ich brauchte ihn. Denn groß waren die Verführungen der „Ausverkäufe“, die Pariser Modefirmen in den letzten Tagen uns boten, und ich unterlag mit vielen Andern — so sehr sogar, daß meine eigenen Koffer diesen Zuwachs von Kleidern und Mänteln nicht mehr bergen konnten. Resolut trat ich in den Laden und frag die zierliche Person mit dem wohlmodulierten „Bubikopf“ um den Preis.

Er war erstaunlich niedrig, und zwar so sehr, daß ich sofort in meine Handtasche langte und meine Adresse gebend, bezahlte.

An der Türe angelangt, frag ich noch nebenbei: „Sie haben natürlich den Koffer innen gesehen, ich hoffe, er ist gut erhalten, Sie haben wohl auch den Schlüssel?“

Sie schüttelte den „Bubikopf“ und mit einem amüsierten Achselzucken: „Nein, Madame, sehen Sie, wir kaufen ihn zusammen mit anderen Gegenständen.“

„Aber“, erwiderte ich, „wie kann ich ihn gebrauchen ohne Schlüssel, wie wollen Sie, daß ich ihn . . .“

„Oh, Madame, (dies mit einem bewingenden Lächeln) ein solch eleganter Koffer, um diesen Preis! . . . Madame kann von einem Schlosser für ein paar Francs . . .“

Ich wandte mich zum Gehen, fast errötend über meine Kleinlichkeit, sie hatte ja Recht — und so bat ich sie, ihn mir zu senden, und trat hinaus in den lachenden Sonnenschein, mich überdies, nach Frauenart, über den guten Kauf freuend.

Als ich spät nachmittags mein Zimmer betrat, war mein kleiner Koffer bereits da, und die geschickte Hand meines Dieners hatte seine Toilette gemacht. Er war sauber und glänzend gepuht, und sah wirklich „elegant“ aus, wie die kleine Verkäuferin ihn bezeichnet hatte! Aber nun wünschte ich das Innere zu sehen. — Ein Gedanke kam mir: wie, wenn einer meiner so zahlreichen Schlüssel passen würde. — Das mußte sofort versucht werden. Ich kauerte auf dem Teppich vor meinem kleinen Unbekannten — und versuchte mit Be- harrlichkeit einen Schlüssel um den andern, und siehe da . . . ich jubelte fast auf — der Letzte öffnete.

Als ich den Deckel zurückschlug, stotzte mir der Atem!

Ich kaufte, ich dachte einen leeren Koffer zu kaufen, und was war dies? — vor mir lag ein Rosenbeet, voll der herrlichsten Rosen in allen Farben, — künstliche Rosen aller- dings — aber die wunderbarsten Kopien der natürlichen. Ich traute kaum meinen Augen . . . Fast ehrfürchtig, mit Vorsicht, hob ich einen Bund nach dem andern heraus, und als ich dies tat, entstieg denselben ein seltsamer Duft, ein wunderbares Parfüm, als wenn eine elegante Dame vorbei geraucht wäre.

Leerroten waren es, herrlich getönte, dann große Rosen von dunklem Rot, manche waren auf Ballkleider getragen worden, andere im Haar, wir Frauen wissen uns ja gleich dieses vorzustellen . . . und es waren deren so viele . . .

Als ich sie alle behutsam auf mein Bett ausgebreitet, kniete ich wieder vor dem kleinen Koffer . . . um weiteres zu entdecken . . .

Auch Hüte waren da . . . welch wundervolle „Schöpfun- gen“ — innen der Name „Levis“ — natürlich, das konnte man erwarten, solch eine elegante Modedame konnte nur die Klientin dieses allerersten Pariser Künstlers sein!

Aber sie waren aus der Mode!

Ich wußte ihrer Form nach das Datum, wann sie den Kopf der Trägerin schmückten, es waren sicherlich sieben Jahre seither verflossen! — und je mehr ich mich über den kleinen Koffer beugte, desto stärker entstieg ihm das wunderbar seine geheimnisvolle Parfüm, ich atmte fast schwer, gebannt und fasziniert über meine Entdeckung.

Als ich den ersten Einsatz abhob und den Inhalt des zweiten sah . . . war ich wie erstarrt . . . vor mir lag ein kleines Wunder von zitronengelbem feinem Battist, mit Ein- sähen von schwarzer Chantilly-Spize — ein „Wert“ von Meisterhand gezaubert.

Oh, welch herrliche Brünnette hatte dies getragen, und

brennende rote Blüten, und goldige Strahlen . . . faszinierende Persönlichkeit mußte sie gewesen sein! Wie so ich vermute, daß sie eine herrlich junonische Brünnette war?

Frägt irgend eine Frau, ob je eine Blondine zitronen- gelben Battist mit schwarzer Spize befestigt trägt, und sie wird vielsagend lächeln und den Kopf schütteln, — und ich brauchte nur die Länge des Spinnweben-Gewandes zu be- trachten, um sicher zu sein, daß die Trägerin groß und statuenhaft war.

Man kann sich in diesen Mutmaßungen getrost auf unseren „Instinkt“ verlassen.

Selbst ihr Parfüm, oder dessen Hauch, wie es noch nach Jahren berauschend zu mir aufstieg, verriet, daß sie eine raffiniert elegante Frau gewesen sein mußte!

Fast beklommen hob ich den zweiten Einsatz ab, der untere Teil, der sich mir zeigte, schien fast leer zu sein.

Fast . . . aber nicht ganz — was ich, hineinlangend, er- sagte, waren die Reste eines Fächers, — ein Fächer — der einst ein seltenes Kunstwerk war, jetzt aber zerbrochen dalag, aber sicher nicht zerbrochen durch Zufall — denn was davon vor mir lag, war sichtbar zerdrückt worden, das Filigranwerk von feinstem Elfenbein war zerbrochen, von einer Hand, in nervöser Angst — oder in rasender Wut?

Die Fragmente, die vor mir lagen, sprachen von tragi- schen Momenten der Vergangenheit —

Was ich zunächst aufhob, und das wie ein großer Papier- bogen aussah, war ein Musikheft, wie ich beim Umwenden sah — der Titel: „Indische Liebeslieder“ — „Blasse Hände, die ich liebte“ — — und über dem gedruckten Titel eine Widmung:

An Rita von Lyonel.

Monte Carlo, den . . .

Nein, ich will das Datum nicht verraten, aber ich sah, daß meine Mutmaßungen mit Bezug hierauf absolut stimmten.

Also „Er“ war ein Engländer. Offenbar. Aber Rita?? War die herrliche Juno Spanierin oder Italienerin?

„Blasse Hände, die ich liebte“ —

Oh, ich konnte sie fast sehen, diese Hände, schlank und blaß, wie sie den Fächer zerdrückten — — warum wohl? — — wenn Fächer sprechen könnten!

Als ich noch immer, vor dem kleinen Koffer knieend — bebend und gefesselt immer wieder die Worte auf dem Musikheft las, ertönte ein leises Klopfen an der Türe, und erweckte mich aus meiner Träumerei.

Ah ja, es war meine kleine italienische Näherin, die mir ihre Arbeit überbrachte und die ich um diese Stunde bestellt hatte. Rasch den Deckel über meinem geheimnis- vollen, kleinen Koffer schließend, eilte ich zur Türe und öffnete.

Sie war es tatsächlich, die mit einer kleinen Verbeugung hereintrat, aber kaum hatte sie einen Blick auf die am Bette ausgebreitete Rosenpracht geworfen, da schlug sie mit einem bewundernden leisen Aufschrei die Hände zusammen: „Oh, Madame, welch herrliche Rosen!“

„Sie sollen Sie alle haben“, sagte ich lächelnd, „die werden all die leeren Vasen füllen, die ich neulich bei Ihnen sah —“

Sie lachte hocherfreut.

„Wie, all diese wunderbaren, kostbaren Rosen?“ frag sie dennoch, kaum an ihr Glück glaubend, „oh, wie die mein Heim schmücken werden, wie danke ich Madame, aber nicht alle für die Vasen — oh nein — diese goldgelben herrlichen werden eine entzückende Hutzgarntur für meine kleine Angeline geben, Madame kennen sie ja, sie ist brünett!“

Nun also, sagte ich's nicht? Ohne eine Sekunde des Zögerns sprach sie es aus „Gelbe Rosen und dunkle Schön- heit“ — — und etwas Untrennbares für uns Frauen.

Nun erspähte sie die Hüte.

„Ah! und diese Hüte“, rief sie bewundernd, „wie herrlich mußten die gekleidet haben.“

„Auch die dürfen Sie mitnehmen“, sagte ich generös, „Sie waren vergessen worden, in einem Koffer, den ich jetzt ent- leerte, Sie sind so geschickt und werden Sie für sich moderni- sieren können.“

Sie war sprachlos glücklich, und entließ sie eilfertig. In diesem Augenblick fesselte mich nun eines — — — meine Entdeckungen, denn noch hatte ich zu tun.

Raum hatte ich die Tür hinter ihr verschlossen, so kauerte ich rasch wieder vor dem geheimnisvollen Schrein —

Es war nicht mehr viel, was ich erblickte, aber das wenige so anfangbar interessant.

In einer Ecke lag, zusammengepreßt wie ein kleiner Papierball, ein zerknülltes Taschentuch von feinstem Battist,

zerknüllt, aber auch zerrissen. Darunter ein Häufchen Papierfragmente — ein zerrissener Brief — zu kleine Fragmente, um alle zu entziffern — nur eines, größer, auf dem ich deutlich lesen konnte „Je vous adore“ (Ich bete Sie an) in französischer Sprache —

Also dies war nicht Egonell!

Dies war ein Anderer!!

Wie viele mußten derer gewesen sein, denn sie war ganz gewiß eine dieser Frauen, die, unsagbar anziehend, stets einen Schwarm von Anbetern hinter sich her ziehen. Und dann kommt ein Tag (oder eine Nacht), wenn Tragisches sich ereignet — der zerknüllte Fächer — das zerknüllte, zerrissene Batistgewebe, der wie in wahnsinniger Wut zerrissene Brief sprachen eine beredte Sprache von Qual — Verzweiflung und vielleicht auch — Haß — oder ein Verhängnis?

Langsam durchblätterte ich das Notenheft — die letzte Strophe lautete:

„Blasse Hände, die ich liebte, wo seid ihr jetzt?“

Genau dieselben Worte, dieselbe Frage, war in mir aufgestiegen: Wo mag sie jetzt weilen, dies herrlich schöne Weib, diese junonische, raffiniert elegante Brünnette — war sie nur Mondaine — oder Halbwelt? — Sie hatte eine Schmetterlings-Existenz durchlebt, dies war sicher, verehrt — angebetet — von vielen — wo ist sie nun —?

Der kleine Koffer, verschlossen verkauft, mit vielen anderen Sachen, wie die kleine Trödlerin es sagte, erzählte eine Geschichte von katastrophischem Ende — — unbezahlte Hotelrechnung — Pfändung — vielleicht!!

Krankheit — aber auf alle Fälle tiefste Armut —, das Ende so vieler dieser glänzenden Schmetterlinge, die wir in den Spielflächen erblicken, in diesem irdischen Paradies der Riviera, — die, einem Meteor gleich aufsteigend, plötzlich verschwinden . . .

Der Abend war hereingebrochen und erfüllte mein Zimmer mit seiner Dämmerung, ich schloß leise, behutsam, den Dedel, wie man das Leichentuch über eine tote legt, und sah lange unbeweglich und sinnend da — —

„Blasse Hände, die ich liebte, wo seid ihr nun?“

Baronin v. Bassuzenay.

Das Kastanienblatt.

Von Hans Niebau (Vegeßad).

„Wilhelm,“ sagte Frau Schmall, „du mußt heute abend noch ein Kastanienblatt zeichnen.“

Herr Schmall ließ die Zeitung sinken. „Wie?“ fragte er. „Du mußt heute abend noch ein Kastanienblatt zeichnen,“ wiederholte Frau Schmall.

Herr Schmall machte die Augen zweimal auf und zu, strich sich über den Kopf und atmete tief durch. „Was hast du gesagt?“ flüsterte er.

„Du hast es doch gehört,“ wurde Frau Schmall ärgerlich. „Hanna muß für die Schule ein Kastanienblatt zeichnen. Hanna hat sich eine Stunde lang gemüht. Aber sie kann es nicht.“

„Liebes Kind,“ sagte Herr Schmall, „wenn Hanna es nicht kann, dann muß sie es lernen. Dafür ist doch die Schule da. Und nicht dafür, daß die Eltern die Hausaufgaben ihrer Kinder machen.“

„Tu ihr schon den Gefallen,“ bat Frau Schmall. „Da legte Herr Schmall die Zeitung auf den Tisch. „Wie kannst du nur so etwas Unsinniges verlangen!“ sagte er. „Ich kann doch nicht die Schule hintergehen. Ich kann doch meinem Kind nicht den Auftrag geben, seine Zeichenlehrerin zu belügen.“

„Wie du wieder übertreibst . . .“ murmelte Frau Schmall.

„Ich übertreibe nicht,“ fuhr Herr Schmall fort, und sein Gesicht fing an, sich zu röten. „Ich nenne die Sache beim richtigen Namen. Du bist im Begriff, Hanna, deine Tochter, zur Betrügerin zu erziehen.“

Frau Schmall zuckte die Achseln. „Du kannst doch gut zeichnen,“ sagte sie. „In zehn Sekunden hast du so ein Kastanienblatt fertig.“

Da schlug Herr Schmall mit der Faust auf den Tisch. „Kastanienblatt hin, Kastanienblatt her,“ schrie er, „das ist vollkommen gleichgültig. Es geht hier um ein Prinzip: ehrlich oder unehrlich, Betrug oder nicht. Das Kind wird das Kastanienblatt zeichnen, so gut oder so schlecht es das kann. Und damit basta.“

Als Herr Schmall sich das zweite Brötchen strich, kam Hanna, die zehnjährige, auf seinen Schoß gehüpft. „Batti,“ sagte sie, und während ihre blauen Augen ihn anstarrten, legte sie den kleinen weißen Arm um seinen Nacken, „zeichne mir mal eben ganz fix ein Kastanienblatt auf.“

Herr Schmall sah das Papier auf dem Tisch. Und den Kohlestift daneben. Herr Schmall strich sich über den Kopf, schnaubte sich die Nase, schob die Unterlippe vor und zurück. Dann nahm er den Kohlestift und zeichnete in zehn Sekunden ein Kastanienblatt.

Welt u. Wissen

Ein neues Goldfeld und seine Schätze. Das magische Wort „Gold“ ertönt aus einem bisher noch wenig erschlossenen Gebiet, dem „Lupa-Goldfeld“ an der Südwestgrenze von Tanganjika. Seine westabgeschiedene Lage hat seine Ausbeutung bisher erschwert, aber die Ausichten auf reiche Funde locken jetzt eine wachsende Zahl von Goldgräbern an. Der Goldgürtel breitet sich über 25 Kilometer aus und liegt in einem geologisch überaus interessanten Gebiet von vulkanischem Charakter. Aus einer weiten Ebene erheben sich Inseln gleich Hügel und Berge bis zu einer Höhe von 1800 Meter, zwischen denen sich der Lupa-Fluß hindurchwindet. Südwestlich am Fuße der gleichnamigen Gebirgskette liegt die Stadt Mbeya, die als Fluglandeplatz diese Gegend mit der Welt verbindet. Hier wird auch der größte Teil des Goldstaubes verkauft, und allwöchentlich nimmt das Flugzeug Pakete von vielen hundert Unzen mit nach England. Die Schwierigkeiten des Transports von der Fundstätte zu diesem Flughafen und der Mangel an Wasser zu mancher Jahreszeit sind die Hindernisse, die sich der Erschließung dieses vielversprechenden Gebiets bis jetzt entgegengestellt haben. Heute aber arbeiten hier schon zahlreiche Goldgräber, hauptsächlich Deutsche, Holländer und Engländer, die im Hauptberuf Landwirte sind und die Regenzeit zum Goldwaschen benützen. Die goldhaltigen Quarzlager, die sich über weite Gebiete ausbreiten, erstrecken sich bis zu einer beträchtlichen Tiefe. Der größte Goldklumpen, der bisher in den Lupa-Feldern gefunden wurde, wog 2,6 Kilogramm. Der glückliche Finder eilte mit ihm auf dem kürzesten Wege nach Mbeya, eine unbestimmte Vorstellung von einer märchenhaft großen Summe und eine sehr klare von einem feuchtfrohligen Gelage im Kopfe tragend. Natürlich wurde der Klumpen von der Teilnehmer an der Feier gebührend bewundert, so gründlich, daß er am nächsten Morgen nirgends zu finden war. Einige Zeit später wurde er in einem benachbarten Hühnerhof entdeckt, doch zeigte er arge Schrammen und eine Gewichtsabnahme um etwa ein Drittel. Der Besitzer sandte ihn nun unter Anwendung aller Vorsicht mit der Post ab. Doch über diesem Goldfunde schien ein Unglücksstern zu wallen: er erreichte niemals seinen Bestimmungsort, und seinem Eigentümer bleibt nur der traurige Trost, die Geschichte des ebenso schnell gewonnenen wie zerronnenen Goldschatzes seinen Kindern und Kindeskindern zu erzählen.

Q. I.

Verbraucht Denken Energie? Man müßte annehmen, daß angestrengtes Nachdenken dem Körper einen größeren Energieverlust bereiten müßte. Die Gelehrten F. G. und C. G. Benedict haben nun eine Reihe von Untersuchungen unternommen, um genau festzustellen, welchen Energieaufwand angestrenzte Geistesarbeit beansprucht. Die Forscher beobachteten je 15 Minuten lang eine weibliche und fünf männliche Versuchspersonen, die einige Zahlen mit zwei anderen multiplizieren mußten. Die Versuchspersonen durften dabei weder schreiben noch sprechen. Während der Zeit, in der sie im Kopf rechneten, wurde nun ihre Atmung und ihre Herzgeschwindigkeit beobachtet. Die Forscher stellten fest, daß während des Denkens eine erhebliche Zunahme der Herzgeschwindigkeit eintrat, ebenso eine ziemlich erhebliche Veränderung der Atmungsbewegungen und eine Zunahme der Luft, die durch die Lungen ging. Gesteigert war auch — wie im „Kräftigen Wegweiser“ berichtet wird — die Kohlenstoffdioxidproduktion, dagegen war die Zunahme des Sauerstoffverbrauchs geringer. Daraus schloß man, daß die Zunahme der Wärmeentwicklung als Folge der geistigen Anstrengung kaum über 3 bis 4 Prozent der normalen Wärmeentwicklung des Körpers betragen kann. Zweifellosermaßen ermüden derartige Kraftproben Körper und Geist stark. Trotzdem aber sind die Auswirkungen auf den Stoffwechsel, auf die Wärmeentwicklung des Körpers, sehr gering, sie erfordern also keine große körperliche Energie.